

btb

Claire Kohda

Die Hungrige

Roman

Aus dem Englischen von
Barbara Schaden

btb

Leben, um sich selbst zu erhalten, muss Leben verzehren.

Lafcadio Hearn, »Hundegeheul«

TEIL 1

1

Der Typ von Kora steht vor dem Gebäude in der Sonne. Im Netz habe ich gelesen, dass das hier mal eine Keksfabrik war.

»Hey«, ruft der Typ. Er winkt.

Jetzt, wo er mich gesehen hat und in aller Ruhe beobachten kann, bin ich befangen, während ich die letzten paar Meter auf ihn zugehe. Die Zeit zwischen dem Hey des Typen und meinem Eintreffen bei ihm kommt mir sehr lang vor.

»Hey«, sage ich.

»Lydia?«

»Lyd.«

»Okay, hey Lyd. Also ich bin Ben. Du kommst wegen ...« Er blickt auf das Papier, das er in der Hand hält. »A14.«

»Ja«, sage ich.

»Du weißt, dass es nicht viel Licht hat, oder?« Er schaut auf. »Ich meine, wenn du willst, zeig ich dir eins der Ateliers mit Oberlicht und allem.«

»Nein, ist okay.«

Ben hebt eine Braue. »Fotografin?«

»Performance.«

»Echt?« Er klingt überrascht. So reagieren die Leute oft. Ich komme eher schüchtern rüber. »Na dann ...«

Ben schließt das Gebäude auf. Es hat eine dicke Metalltür und davor noch ein Eisengitter, das er zuerst aufsperrn muss. Er braucht vier Schlüssel, bis wir drin sind.

»Ziemlich gut abgesichert«, sagt Ben. »Klares Plus für die Frauen, die hier arbeiten. Du kannst also auch spät abends hier sein und wirst dich wahrscheinlich sicher fühlen.«

Ich hebe den Kopf. Die Fenster fangen erst im zweiten Stockwerk an. So hoch hinaufzusteigen, dürfte auch mit einer Leiter schwierig sein.

»Ja, weißt du ...«, Ben folgt meinem Blick, »im Erdgeschoss und im ersten Stock sind deshalb keine Fenster, weil die Kekse, die hier hergestellt wurden, eine Schokoglasur hatten.«

»Ach«, sage ich.

»Ja, interessant, oder?« Die Tür öffnet sich mit metallischem Scheppern. »Ein ganzes Gebäude ist mehr oder weniger nur danach geplant worden, dass Schokolade in der Sonne nun mal schmilzt.«

»Hm.« Das Gebäude ist tatsächlich sehr hoch. Es sieht aus, als gehörten die unteren beiden Etagen zum Fundament.

Im nächsten Moment wird es etwas peinlich, denn wir wollen beide einander den Vortritt lassen und versuchen dann gleichzeitig durch die Tür zu treten, was natürlich zur Kollision führt.

»Wo kommst du her?«, fragt Ben, als wir einen dunklen Flur entlanggehen.

Ich zögere. Auch das kriege ich oft zu hören. »Na ja, aus England. Aber mein Dad war Japaner, und meine Mutter ist halbe Malaysierin.«

Er dreht sich um. »Oh, mein Gott, Scheiße, nein, sorry – ich meine, wo kommst du *jetzt* her? Das heißt – wohnst du in London?«

»Oh ja«, lüge ich. »Ich wohne ganz in der Nähe, in Kennington.« Natürlich wohne ich nicht in Kennington, ich habe nur vorhin zufällig die U-Bahn-Station auf dem Streckenplan entdeckt.

»Schick!«, sagt Ben. »Ist ziemlich gut da, oder?«

Ich nicke.

Ben sperrt eine Tür auf, an der A14 steht. Ich betrete den Raum. Er ist recht klein, aber mir reicht er. Auf der einen Seite gibt es ein Spülbecken mit einer Arbeitsplatte, auf der eine Mikrowelle steht, und darunter ist ein kleiner Kühlschrank.

»Die Miete ist hier billiger als für die Ateliers mit Fenster. Zweihundertfünfundfünfzig Pfund im Monat, und den Rest trägt Kora im Rahmen des Unterstützungsprogramms für Nachwuchskünstler:innen.« Ben wirft einen Blick auf eines der Blätter, die er in der Hand hält. »Nebenkosten extra, aber die sind ziemlich niedrig. Fällig am Achtundzwanzigsten jedes Monats. Ich lass dir die Unterlagen da, wenn du dich für den Raum hier entscheidest.« Er hält die Papiere hoch, um sie mir zu zeigen »Da ist auch ein Gebäudeplan dabei, Notausgänge und so weiter.«

»Kann man das Licht dimmen?«, frage ich, und Ben nickt. Ich gehe zum Schalter und drehe das Licht so weit herunter, dass es fast aus ist. So lasse ich es; der Raum sieht jetzt aus, als bestünde er nur aus Schatten. Schnell passen meine Augen sich an, und ich nehme jedes Detail wahr. Ben blickt mit zusammengekniffenen Augen und leicht gerunzelter Stirn zu mir her.

»Gefällt mir«, sage ich.

»Okay, super. Nimmst du's?«

»Jep.«

»Dann schauen wir uns mal die Verträge an. Also wollen wir ...«

Er erwartet, dass ich das Licht wieder aufdrehe.

»Okay«, sage ich, gehe aber nicht zum Schalter, sondern setze mich im Halbdunkel an den Tisch. Hoffend, dass er sich drauf einlässt. Er lässt sich drauf ein. Auf dem Weg zum Tisch stolpert er ein bisschen, über nichts eigentlich. *Menschen*, sage ich mir, *haben eine grauenhafte Nachtsicht*. Und er setzt sich.

Er breitet seine Papiere auf dem Tisch aus. Dann hebt er den Blick und sieht mich an. Im Dämmerlicht sehen seine Züge sehr weich aus, während er vorhin im grellen Sonnenschein etwas kantiger gewirkt hat. Ich betrachte seine Wangen, die rund und leicht pinkfarben sind. Er ist bestimmt recht jung. Und er sieht ganz gut aus. Ich lächle ihn an. Ben legt die eine Hand in die andere und sagt: »Würde es dir was ausmachen, wenn ich ...« Er deutet auf die Lampe an der Decke über uns. Schon erhebt er sich.

»Och, eigentlich – würde es *dir* was ausmachen, wenn

wir's so lassen?«, frage ich. »Ich merke, dass ich Kopfweg bekomme«, füge ich hinzu.

»Oh ... ja, ja, klar. Ich hab Ibuprofen, wenn du magst ...« Ben streckt die Hand nach seiner Tasche aus, die neben ihm auf dem Boden steht. Eine hübsche aerodynamische Fahrradtasche.

Ich schüttle den Kopf. »Danke, ist schon okay. Alles gut. Wahrscheinlich hab ich nur Hunger.« Und genau in dem Moment, als ich das Wort »Hunger« ausspreche, knurrt mein Magen. Ich rutsche auf dem Stuhl hin und her, um das Geräusch zu übertönen, aber es ist leider laut und hallt in der Leere des Raums besonders deutlich, was mir peinlich ist. Ben tut, als hätte er nichts gehört, und das macht es noch schlimmer.

»Ähm, also ... Offen gestanden, ich sehe gar nichts, *nada*«, sagt er. Er lacht und schaut auf. »Aber ich habe schon Kreuze gemacht, wo du unterschreiben musst.« Er senkt den Kopf tief auf das vor ihm liegende Blatt Papier und starrt mit zusammengekniffenen Augen darauf. »Hm«, sagt er. »Hier ist eins.«

Er schiebt mir das Blatt mitsamt Stift über den Tisch, den Daumen auf einer Stelle etwa in der Seitenmitte, wo ich unterschreiben muss. Ich kann das Kreuz sehen; sogar ziemlich deutlich, mit schwarzem Filzstift am Beginn einer gepunkteten Linie, aber das sage ich ihm nicht. Stattdessen greife ich zum Stift und fühle seiner Hand auf dem Blatt nach, als brauchte ich sie als Wegweiser. Mit den Fingerspitzen ertaste ich seinen Daumen. Er ist sehr warm. Keine Ahnung, wo diese plötzliche Flirtanwandlung herkommt – wahrscheinlich liegt es daran, dass ich mich in diesem Raum mit der

funzeligen Beleuchtung ziemlich stark fühle. Männer, denke ich, sind oft unsicher, wenn es still ist; viel selbstbewusster sind sie, wenn ringsum Verkehrslärm tobt und Leute durcheinanderreden. Hier ist es ganz still. Ich unterschreibe auf der gepunkteten Linie.

»Wo noch?«, frage ich. Er schiebt mir ein zweites Blatt herüber, und wieder weist mir sein Daumen den Weg.

»Okay, also, ähm. Was du unterschrieben hast, ist mehr oder weniger das Übliche, du weißt schon.«

»Ja«, sage ich.

»Kein Übernachten, keine Partys, keine Vernissagen, keine Zusammenkünfte von, sagen wir, mehr als fünf Leuten. Kein offenes Feuer, ist klar. Keine gefährlichen Chemikalien, auch klar.« Er lacht. Er kommt mir nervös vor.

»Ist okay, ich hab ja schon alles online gelesen.«

»Sorry«, sagt Ben. »Hätte ich dir wahrscheinlich alles sagen sollen, bevor du unterschrieben hast, oder?«

Ich sage nichts. Seine Augen sind aufgerissen. »Gut«, sagt er und schiebt die Papiere auf dem Tisch zusammen. »Wann willst du die Schlüssel holen?«

»Jetzt? Ich bring gleich heute meine Sachen her.«

»Heute? Wow, yeah, okay. Das geht ja schnell bei dir. Da hab ich gar keine Zeit, das Atelier richtig sauberzumachen, aber wenn es für dich okay ist?« Er greift in seine Hemdtasche und zieht einen Schlüsselbund heraus, bestehend aus dem Schlüssel zu diesem Atelier und vier weiteren für Eingangstür und Eisentor.

»Völlig okay. Ich fange morgen mit einem Praktikum an und würde gern vorher noch einziehen.«

»Oh, super. Wo? Kenn ich es womöglich?«

»Im OTA.«

»Ja Wahnsinn!«, sagt Ben. »Im Otter? Toller Zufall. Hier ist noch eine, die vor einer Weile dort ein Praktikum gemacht hat. Du wirst sie sicher kennenlernen, Shakti heißt sie.« Er reicht mir den Schlüsselbund. In der Dunkelheit sieht er nicht genau, wo meine Hand ist, und legt seine Hand mitsamt Schlüsseln in meine. »Ups«, sagt er. Ich sehe ihn erröten.

Ich lächle. »Danke.«

»Wo in Kennington wohnst du gleich noch mal? Vielleicht in der Nähe des City and Guilds?«, fragt er, während er seine Radlertasche schultert.

»Ja«, sage ich, weil ich mich vage erinnere, wo das City-and-Guilds-Institut ist. Und irgendwie kann ich mir vorstellen, dort zu wohnen. Womöglich gibt es in der Gegend ein paar hohe Stadthäuser. »Ich teil mir die Wohnung mit Leuten«, setze ich hinzu.

»Ja, klar; Künstler?«

Ich improvisiere ein Leben. »Nein, ein Pärchen, das im Musikbusiness ist, und ein Typ, der momentan Einzelhandel macht, aber er ... er will zum Film.«

»Oh, viel Glück kann man ihm da nur wünschen. Ich hab eine Freundin im Filmgeschäft, Szenenbildnerin. Ich kann sie miteinander in Kontakt bringen, wenn er mag.«

»Ja, vielleicht, warum nicht.«

Ben tastet sich vorsichtig zur Tür. Zu wissen, dass ich ohne Mühe einen Faden in eine Nadel einfädeln könnte, während er schon Schwierigkeiten hat, bei dieser Finsternis den Raum

zu durchqueren, macht mir Freude. Ich könnte an Ort und Stelle ein detailliertes Porträt von ihm zeichnen. Während ich ihm folge, studiere ich seine zarten Nackenhärchen, das leicht Picklige, Pinkfarbene. Kurz vor der Tür dreht er sich um.

»Ähm, also.« Er räuspert sich. »Ich bin oben. Mein Atelier, meine ich. Zwei Stockwerke höher. Die erste Etage mit Fenstern. Über dir ist niemand, wir sind also praktisch Nachbarn.«

»Oh, stimmt«, sage ich. »Du bist Künstler.«

»Yeah – aber ich mach auch alles Mögliche für Kora, führe die Leute herum, die sich für ein Atelier interessieren, und ich verwalte das Gebäude, daher muss ich keine Miete zahlen. Jedenfalls, wenn du mal vorbeischaauen willst, ich bin in C14. Und wenn ich nicht in meinem Atelier bin, dann bin ich auch oft im Place.«

»Was ist das?«

»Der Gemeinschaftsbereich. Die Ateliers nennen wir The Space. So sagen wir halt, interner Sprachgebrauch.« Ben lächelt. Er findet es witzig, das sehe ich, vielleicht auch ein bisschen peinlich. »Ich weiß schon, ist nicht unbedingt geistreich«, fügt er hinzu. »Es meint, die Ateliers sind *dein* Raum, wie MySpace, ja? Und The Place, das ist« – er kratzt Anführungszeichen in die Luft und sagt im Ton eines Werbefuzzis aus dem Fernsehen, »»der angesagte Ort.«« Er lacht, dann schnaubt er. Ich finde es berückend.

Er legt die Hand auf den Türknauf. Die Papiere, die ich unterschrieben habe, hat er sich unter den einen Arm geklemmt. »So, ich sollte ...«, fängt er an.

Irgendwie würde ich gern mitgehen. Er hat etwas Beruhigendes an sich, es tröstet mich, obwohl ich ihn eben erst kennengelernt habe. Er wirkt extrem menschlich auf mich. Sein Lächeln ist charmant, genau wie seine Nervosität. Seine Haut spannt sich sehr straff um seinen Körper, wie bei einem Kleinkind, und auch das ist ganz süß. Er ist übersät von kleinen Sommersprossen.

»Es sei denn ... du hast vielleicht Lust auf was zu essen?«

Mir wird schwer ums Herz. Und im selben Moment knurrt schon wieder mein Magen.

»Ich schau vielleicht kurz bei Pret oder so vorbei. Die haben diese Avocado-Falafel-Wraps«, sagt er.

»Ja, nein«, sage ich – wie immer, wenn ich eigentlich nein sagen, aber nicht zu grob klingen will – »ich kann leider nicht.«

»Oh, okay.« Er schaut ein bisschen belämmert. Ich schätze, er hat angesichts meines knurrenden Magens fest mit einem Ja gerechnet.

»Tut mir leid.«

»Nö, schon gut. Soll ich dir einen Kaffee oder was mitbringen?«

Ich schüttle den Kopf. »Alles gut, vielen Dank.«

»Na dann. Okay.« Er greift nach dem Türknauf. »Meine Nummer steht auf dem Zettel, den ich dir auf den Tisch gelegt habe.«

»Okay«, sage ich.

»Gute Besserung für dein Kopfweg«, sagt er und öffnet die Tür – für einen Augenblick dringt ein Schwall gleißendes Licht herein –, schlüpft hinaus und verschwindet durch den Flur.

Ich lege mich auf den Boden. Der ist einfach nur nackter Estrich, kein Teppich, kein Parkett, nicht mal Laminat. Die Kühle im Rücken ist angenehm.

Im Raum ist es fast dunkel. Im Finsternen ist mir wohler. Dabei ist es keineswegs so, dass mich das Kunstlicht hier drin verbrennen würde; vielmehr bin ich manchmal einfach überwältigt von zu viel Licht, vor allem, wenn ich den ganzen Tag lauter Dinge tun musste, die mir eher ungewohnt sind – packen, umziehen, reisen. Reizüberflutung, würde ich sagen, fast schmerzhaft fürs Hirn, aber nicht unbedingt für die Haut. Sonnenlicht brennt dagegen sehr wohl. Nicht so, wie man es aus Film und Fernsehen kennt; es versengt mich nicht, ich gehe nicht in Rauch oder Flammen auf. Aber ich bekomme sofort Sonnenbrand, als wäre meine Haut völlig frei von Pigmenten, von Melanin, als wäre ich ganz und gar weiß. Reinweiß.

Ich drehe mich auf die Seite. Von hier aus sehe ich Spülbecken, Kühlschrank und Mikrowelle. Ich habe seit dem Frühstück nichts gegessen. Was teilweise daran liegt, dass ich so viel zu tun hatte. Um halb acht habe ich das Haus meiner Mum verlassen. Bin ein letztes Mal durch alle Zimmer gegangen, um mich zu vergewissern, dass ich nichts zurückgelassen habe. Das Crimson Orchard empfiehlt, den Bewohnern möglichst viel von ihrem Besitz – Fotos, Bücher, auch Möbel, persönliche Habe aller Art – in ihr neues Zuhause mitzugeben, denn anscheinend fördern Sachen, die man schon lang besitzt und die mit vielen Erinnerungen verknüpft sind, die Entstehung neuer Erinnerungen. Aber Mum hatte einfach zu viele Sachen. Eigentlich hat sie unser Häus-

chen mit nur zwei Schlafzimmern mit Zeug aus mehreren Leben vollgestopft. Und manches davon war wirklich uralte. Eine antike Federschere, die ich auf Facebook zum Verkauf angeboten habe, hat es am Ende ins städtische Museum geschafft, weil dort eine frühere Schulfreundin von mir arbeitet, die meinen Post gesehen und sich mit der Kuratorin auf ein Angebot verständigt hat – und es erwies sich, dass es gar nicht so wenig war: genug für ein paar Monate Ateliermiete.

Ich habe Mum gestern im Crimson Orchard zurückgelassen, um bei den letzten Räumarbeiten meine Ruhe zu haben. Wer weiß, wie sie sich fühlen würde, wenn sie wüsste, dass sie definitiv aus ihrem Haus ausquartiert wurde, wenn sie die ganzen Zimmer leer sähe. Das Personal im Crimson Orchard versichert ihr, dass sie nur vorübergehend hier wohnt und über kurz oder lang nach Hause zurückkehrt. Man hat ihr die Hausschlüssel gelassen, die sie fest in der Hand hielt, bis ich mich von ihr verabschiedete. Allerdings käme sie damit nicht mehr ins Haus, denn es werden schon bald die Schlösser ausgewechselt.

»Lyds«, sagte meine Mum, als ich ging. Sie wirkte fehl am Platz in ihrem neuen Zimmer, das für eine Person um die 80 oder 90 eingerichtet war. Mum hat die letzten paar Jahrhunderte ausgesehen wie Anfang 40. Sie hat immer noch schwarzes Haar mit nur ein paar Fäden Weiß hier und dort. Und immer noch glänzende Augen.

»Mum, ich bin in ein paar Minuten wieder da«, sagte ich, wie vom Arzt des Heims angewiesen.

»Julie, machen Sie sich keine Sorgen«, sagte der Arzt jetzt.
»Lydia geht nur kurz raus und holt sich eine Tasse Tee und

einen Happen zu essen.« Das war natürlich das Falscheste, was er sagen konnte, und prompt weiteten sich die Augen meiner Mum, so, dass die Brauen bis in die Stirn hinaufwanderten und das ganze Gesicht sich verzerrte. »Du gehst! Du lässt deine Mutter allein!«, wehklagte Mum mit panischem Blick wie ein Kind, das zum ersten Mal in den Kindergarten gebracht und dort zurückgelassen wird.

»Aber nein, Mum, ich lass dich doch nicht allein.« Ich machte Anstalten, ihren Kopf zu tätscheln, aber sie fuhr herum und wollte mich beißen, und ich zog rasch die Hand zurück. »Das war ein Missverständnis, ich geh nicht raus, um was zu essen – ich muss aufs Klo.«

»GEH HIER«, kläffte meine Mum und deutete auf das Bad, das zu ihrem Zimmer gehörte.

Ich zögerte. »Ich ...«

»Keine Angst, Julie. Sie ist gleich wieder zurück, ganz bestimmt«, sagte der Arzt.

Mum ignorierte ihn. »Lyds, Lyds«, flüsterte sie, packte mich am T-Shirt und zog mich zu sich her. »Lyds, du hasst mich, oder? Du hasst mich. Lyds ... bitte ...«

»Mum.«

»Lyds«, sagte sie – und ihr Ausdruck änderte sich jäh, für einen kurzen Moment stand Sorge in ihrer Miene. »Du schaffst es doch nicht ohne mich. Du bist nicht wie sie.« Aber ich schüttelte sie ab, und wieder änderte sich ihr Ausdruck; sie wirkte jetzt eher bedrückt. »Bitte ... warum hasst du mich so ... *bitte*.« Jetzt liefen ihr Tränen übers Gesicht. Aber bei Mum wusste man nie so genau, was an ihr echt war, nicht mal, wenn sie weinte.

»Mum«, fuhr ich sie an und befreite mich. Ich ging zur Tür und riss sie auf. »Ich komm doch gleich wieder, verdammt!«, sagte ich und hatte sofort ein schlechtes Gewissen, weil ich sie angefahren hatte. Ich schloss die Tür hinter mir und hörte meine Mum kreischen und schluchzen: »Du hasst mich, du hasst mich ... Lydia! Ich habe *alles* für dich getan; alles war immer für *dich*. Ich bring mich um! Ich tu's! Ich kann's. Ich *tu es*!«

Ich ging den Flur entlang und nahm kaum wahr, was der Arzt neben mir sagte – irgendwas von Ernährung und Gewicht und Körperhygiene. Draußen schien die Sonne extrem hell, und dennoch wollte ich hinaus. Hier drin empfand ich ein seltsames Unwohlsein, meine ganze Haut brannte, als wäre das Schuldgefühl ein Feuer, das inwendig um sich griff.

»Okay«, sagte ich zu dem Arzt, als wir am Eingang angelangt waren. Überrascht stellte ich fest, dass meine Stimme zitterte. »Schön, Sie kennengelernt zu haben.«

»Danke, gleichfalls. Wir bleiben in Verbindung, wahrscheinlich während der nächsten paar Tage, allerdings halten wir uns hier, wie man Ihnen sicher schon mitgeteilt hat, an den Grundsatz, während der ersten Woche keinen Kontakt zwischen den Bewohnern und Freunden oder Angehörigen zuzulassen. Natürlich können Sie mich jederzeit anrufen, wenn Sie Fragen haben.«

Ich streckte dem Arzt die Hand hin. »Hoppla!«, rief er unwillkürlich aus. »Haben Sie aber kalte Hände.« Ich seufzte. Ich hatte keine Lust, mit irgendwelchen Erklärungen aufzuwarten, und gab ihm einfach recht, als hätte er nicht eine

Tatsache konstatiert, sondern eine Meinung geäußert. »Ja, das stimmt. Vielen Dank.«

Der Arzt neigte teilnahmsvoll den Kopf. Und als ich mich schon abgewandt hatte und auf das Tor zuing, sagte er: »Na dann ...« Ich dachte, er wollte etwas hinzufügen, bevor ich außer Hörweite war, und verlangsamte meinen Schritt, doch es kam nichts. Er ließ einfach sein letztes Wort verklingen und kehrte ins Haus zurück.

Ich fuhr vom Crimson Orchard direkt ins Haus meiner Mum. Unterwegs trug ich noch mehr Sonnencreme auf und bewegte mich so viel wie möglich im Schatten, dennoch bekam ich sehr schnell einen Sonnenbrand auf Stirn und Nase, den ich, als ich im Haus war, mit Babybalsam von Neal's Yard behandelte. Ich saugte und wischte die Böden, befreite die Teppiche vom Staub, der sich während unserer langen Zeit hier angesammelt hatte. Staub und unsere DNA, vielleicht war sogar noch Dads DNA darunter, die er zu Lebzeiten hier hinterlassen hatte. Und ein Knäuel dieser Materie – Hautpartikel und Haare, vermischt mit Teppichflusen und toten Insekten – hielt ich mir vor die Nase, atmete ein und stellte mir vor, dass mich der Geruch irgendwie mit Dad in Verbindung brächte; dann warf ich das Zeug in den Mülleimer. Ich säuberte auch das nach jahrelangem Gebrauch fleckige Spülbecken.

Meinen Schlafsack rollte ich im Wohnzimmer aus, denn oben war es mir ein bisschen zu unheimlich. Zwar war mein Dad in diesem Haus gestorben, doch spürte ich vor allem die Präsenz meiner Mum im oberen Stock, so deutlich, als hätte sich jeder einzelne Moment, den ich hier mit ihr verbracht hatte, in einen Geist verwandelt; in ihrem Schlafzimmer

wimmelte es von ihnen. Ich setzte mich auf meinen Schlafsack und lehnte den Kopf ans Sofa, das schon immer in diesem Haus gestanden hatte. Unlängst hatte ich auf Facebook einen Post über Rituale gelesen, die man beim Auszug aus einem Haus vornehmen sollte. Wenn man längere Zeit wo gelebt hat und dann auszieht, nimmt man womöglich spirituellen Ballast mit, wenn man es nicht richtig macht, hieß es dort. Bebildert war der Text mit einer Frau mit langen blonden Haaren in weiten Klamotten, die verschiedene Zimmer segnete, Salz auf Teppiche warf und irgendwelche Vollmond-Neuanfangsrituale durchführte. Ausgeschlossen, dass ich hier drin so etwas veranstaltete. Dieses Haus war über jeden Neuanfang hinaus. Ich ließ den Kopf vom Sofapolster gleiten und dumpf auf dem Boden aufschlagen.

An diesem Abend leerte ich unseren letzten Eimer Schweineblut aus der Metzgerei, nachdem ich es vorher leicht angewärmt hatte. Zur Feier des Tages trank ich aus einem Weinglas. Den vorletzten Eimer hatte ich sorgfältig in Flaschen abgefüllt und in Mums Kühlschrank im Crimson Orchard verstaut, zusammen mit etwas Menschennahrung – Käse, Fertiggerichte für die Mikrowelle, Milch, Wurstbrötchen, Gemüse –, die als Tarnung diente. Ich hatte alles Blut, das noch im Haus war, allein am Küchentisch geleert, wo ich ungezählte Jahre lang, mein ganzes Leben, jede Mahlzeit zusammen mit Mum eingenommen hatte. Oben durfte ich nicht essen. Weil das Blut Flecken auf dem Teppich hinterließ, falls ich was verschüttete, hatte Mum behauptet. Ich glaube aber, der wahre Grund war, dass sie beim Essen Gesellschaft wollte.

Vor der Mahlzeit pflegten wir zu beten. Unser Tisch war ein 50er-Jahre-Modell, klein, mit weiß lackierter Platte und Metallbeinen. Ich saß auf der einen Seite, Mum mir gegenüber, und wir streckten die Arme aus, sodass unsere Hände sich in der Mitte trafen. Wir schlangen die Finger so ineinander, dass unsere verbundenen Hände im rechten Winkel nach oben zeigten und die Handgelenke gegen die Tischplatte drückten. Mum wartete, bis ich die Augen geschlossen hatte, dann schloss auch sie die Augen und sprach ein Gebet. Es war an keinen Gott gerichtet, war kein Tischgebet, wie man es aus Film und Fernsehen kennt. Einmal, als ich sechs war und in der Schule von Gott hörte, der seinen Sohn in die Welt geschickt hat, fragte ich, wieso unser Tischgebet so anders sei. Sie sah mich genervt an.

»Lydia.« Mit vollem Namen sprach sie mich nur an, wenn sie ärgerlich war. »Denkst du, Gott würde einen Körper wie deinen nähren?«

Ich hatte vage den Kopf geschüttelt, verstand aber nicht, was sie meinte. Meine Mum fuhr fort: »Uns ernährt etwas anderes, das nicht Gott ist. Gott würde keinen Dämon leben lassen, denn das sind wir, Lyds, wir sind Dämonen. Unnatürlich, abstoßend und hässlich. Sieh uns an; wir sind Sünde.«

Mum griff über den Tisch nach meiner Hand. »Aber das ist okay«, sagte sie. »Wir beide sind gleich, und daher haben wir einander.« Dann sprach sie unser Gebet, die Version, die für uns passte, die keinem höheren Wesen dankte, sondern den Schweinen, deren Blut wir tranken.

In dieser letzten Nacht machte ich kein Auge zu. Das Haus meiner Kindheit war schon immer überfüllt gewesen, voll-

gestopft mit Sachen, die nie weggeworfen wurden – mit Post, Dokumenten, haufenweise alten Klamotten und alten Lumpen, aber auch mit den Kunstwerken meines Dads, bis meine Mum sie verkaufte, um die Miete zu bezahlen. Die Gemälde, die er uns hinterlassen hat, waren gerahmt und konnten jederzeit ausgestellt werden, bei uns aber lehnten sie in Mums Schlafzimmer an der Wand, mit der Rückseite zum Raum, als wären die Bilder in Wahrheit Fotos von seinem Gesicht, die meine Mum nicht mehr ertragen konnte. Jetzt ist alles weg. Ich erinnere mich kaum noch an Dads Kunst, vertraut sind mir nur die paar Bilder, die im Netz stehen. Letzte Nacht spürte ich die Leere des Hauses wie eine greifbare Gegenwart. Ich hatte das Gefühl, es verurteilte mich, weil ich Mums Besitz verkauft und sie selbst in ein Heim abgeschoben hatte, weil ich mein Leben selbst in die Hand nehmen wollte.

Am Morgen packte ich meine Sachen – Schlafsack, Laptop, ein paar Kunstbücher, ein paar Bücher über Tiere, die ich vor Zeiten gelesen hatte, um vielleicht von etwaigen Ähnlichkeiten zwischen mir und anderen Spezies zu erfahren, ein paar Koch- und Selbstversorgerbücher, meine Klamotten, meinen Lieblingsbecher, ein paar alte Skizzenbücher – in einen großen Koffer und meinen Rucksack. Ich öffnete den Kühlschrank, aber der war leer bis auf ein pralles Stück Blutwurst in Frischhaltefolie, das wer weiß wie lang schon hier lag, als Notration, wenn uns das Blut ausging oder die Metzgerei geschlossen hatte. Ich schnitt sie in kleine Stücke, die ich auf der Handfläche herumtrug, als wären es Brotkrümel für Vögel, während ich eine letzte Runde durchs Haus drehte, und warf mir dabei ein Stück nach dem anderen in

den Mund. Es schmeckte allein wegen der Kühlschrankschmelze schlecht. Und mein Körper vertrug nicht viel von den blutfernen Ingredienzien, die eine feste Wurst daraus machten, wie Speck und Pfeffer; ich musste das meiste davon wieder ausspucken. Dennoch war es Nahrung und genug, um mir über die Runden zu helfen. Dann ging ich.

Aber jetzt bin ich eben ziemlich hungrig. Das passiert relativ häufig, fürchte ich. Vielleicht ist es Trägheit, vielleicht hat es einen anderen Grund. Ich liege in meinem neuen Atelier auf der Seite, habe nichts von meinen Sachen hier, außer dem, was in meinem Rucksack ist, und lausche meinem Magenknurren, bis der Hunger so groß ist, dass der Magen anscheinend nicht mal mehr knurren kann.

Ich weiß nicht, was das ist. Mangelnder Selbstwert, wie die Psychologie es wohl nennen würden, ist es jedenfalls nicht. Eher das Wissen, dass ich eine Ewigkeit überleben kann, ohne zu essen, und meine körperlichen Grenzen auszuloten, ist insofern befriedigend, als ich mich fastend lebendiger fühle als zu allen anderen Zeiten. Ich habe von Leuten gehört, die 80 bis 100 Kilometer über Land rennen – und nicht nur das flache Land in Kent, sondern auch über Hügelland wie oben in Yorkshire –, nur um Ähnliches zu erleben. Offenbar spüren sie die eigene Sterblichkeit, wenn sie bis ans Limit gehen. Ungefähr so, wie wenn sie an den Rand dessen treten, was es bedeutet, am Leben zu sein, und von dort über die Kante blicken, hinunter in die gewaltige, unermessliche Leere des Abgrunds; die Folge ist Euphorie, weil sie nicht *in* der Leere sind, sondern darüber. Das ist es, lebendig zu sein.

Normalerweise aber schauen die Leute nicht über den Rand, der Kontrast zwischen der Fülle des Lebens und dem Nichts des Todes bleibt ihnen verborgen, und im Unterschied zu den Langstreckenläufern erkennen und fühlen sie also auch nicht, wie beglückend das Leben ist.

Bei mir ist es ein bisschen anders, das weiß ich. Für mich sehen weder der Abgrund noch die Felsenklippe darüber so aus wie für normale Leute. Für mich ist die Leere keine Leere, sondern gefüllt mit Dingen; und die Klippe ist umhüllt von einem unergründlichen schwarzen Dunstschleier. Dennoch reizt es mich, meinen Körper an seine Grenzen zu treiben. Oder anders – mich der Illusion hinzugeben, mein Körper habe Grenzen. Es reizt mich, den Schmerz des Hungers zu spüren und mir vorzustellen, dass der nächste Schritt nach dem Schmerz der Tod ist. Aber eigentlich nervt es. Die Euphorie, direkt an der Kante zu stehen, ist immer unerreichbar. Ich könnte Tage, sogar Wochen, Monate, Jahre hier auf dem Boden von Atelier A14 in der ehemaligen Kora-Keksfabrik liegen und wäre dennoch fähig, mich halbwegs aufzuraffen und zu einer Nahrungsquelle zu kriechen, zu essen und mich bald vollständig zu erholen; und wenn ich noch schwächer wäre, so schwach, dass ich mich nicht mehr rühren könnte, bliebe ich dennoch am Leben, läge einfach hier im Koma, Jahr um Jahr, und mein Körper würde sich weigern, endgültig zu sterben, so lange, bis die Sonne eines Tages die Erde verschlingt.

Ich zupfe an einem abstehenden Nagelhäutchen und quetsche am Finger herum, bis das Blut eine kleine Perle bildet. Daran sauge ich, bis kein Blut mehr kommt. Und schließlich stehe ich auf.

Mir ist schwindlig, und das ist angenehm. Ich torkle zu meiner Tasche, öffne sie und krame nach den letzten paar Blutwurststückchen vom Morgen. Ich esse sie. Ein paar feste Bestandteile spucke ich ins Spülbecken. Dann nehme ich Portemonnaie und Telefon und trete durch die Tür. Ich ziehe sie hinter mir zu, und mir ist ein bisschen flau, weil ich hier, an diesem unbekannten Ort, mit einem unbekannten Schlüssel und einem unbekannten Schloss meine Sachen einsperre. Der Riegel klickt, und ich rüttle ein paar Mal am Knauf, um mich zu vergewissern, dass die Tür wirklich zu und versperrt ist. Dann schließe ich noch einmal auf und öffne die Tür einen Spalt, damit ich sicher sein kann, dass ich später wieder hineinkomme. Zum zweiten Mal sperre ich ab und rüttle noch einmal, und in dem Moment höre ich irgendwo im Flur ein schleifendes Geräusch. Vielleicht zehn Türen weiter steht eine Frau vor ihrem Atelier, hält sich das Telefon ans Ohr, und an ihrem Arm baumelt ein Fahrradhelm. Sehr groß, sehr schlank, mit dunkler Haut und einem fest um den Kopf gewickelten Tuch. Sie lächelt mir zu.

»Hey«, sagt sie.

»Hey«, antworte ich.

Und dann begrüßt sie die angerufene Person, winkt mir kurz zu und verschwindet in ihrem Atelier.

Kurze Zeit später stehe ich beim Metzger in der Schlange und vertreibe mir die Wartezeit mit Facebook. Jemand hat etwas über eine neue, zuckerreduzierte Erdnussbutter gepostet, die gefährlich für Hunde sei, dazu die Warnung: »Achtung, Hundebesitzer!«. Jemand anders fragt nach Empfeh-

lungen für veganes Protein, um es Smoothies beizumengen. Und ein Typ, mit dem ich in der Schule war, postet etwas über das Verhältniswahlrecht. Ich nehme an, die Verhältniswahl ist sinnvoll. Möglich, dass ich schon früher darüber nachgedacht habe, aber manchmal kann ich zwischen eigenen Gedanken und den auf den sozialen Medien geposteten Gedanken anderer Leute nicht so ganz unterscheiden. Mein ehemaliger Schulkamerad hat eine Grafik eingestellt, nach der die Konservativen bei einer Verhältniswahl vier Prozent weniger hätten, während Labour drei Prozent besser stünde. Wahrscheinlich; die Grafik ist nicht ganz klar, finde ich, und weil ich sowieso schon überzeugt bin, scrollte ich weiter.

»Miss?«, fragt der Typ hinter der Theke. Seine Augen ruhen etwa auf der Höhe meiner Schlüsselbeine.

»Tschuldigung.« Ich lasse mein Telefon in der Hosentasche verschwinden und lächle.

Der Mann sieht mir zu, eine Hand auf der Hüfte; er wirkt ungeduldig. Dann fragt er: »Sie wünschen?« Die Online-Bewertungen über diesen Laden – Familienbetrieb seit Generationen – heben besonders die Freundlichkeit des Metzgers hervor. Daher verblüffen mich der barsche Ton und die unfreundliche Miene des Mannes.

»Oh, ähm ...« Ich blicke auf das Angebot hinter der Glasscheibe. Es gibt einige Pasteten und Gebäck, Sachen wie schottische Eier und Kartoffelsalat und natürlich Fleisch jeglicher Herkunft, am Stück und zugeschnitten.

»Ich hätte gern ein schottisches Ei und ...« Die Hand des Mannes greift nach der obersten Kugel des Stapels, wickelt sie in Plastikfolie und legt sie auf die Theke. »... so ein Käse-